

## Predigt über Römer 8,26-30

*Der Geist nimmt sich unserer Schwachheit an. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie es sein muss, aber er selbst, der Geist, vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Der die Herzen erforscht, weiß, was das Sinnen des Geistes ist, denn er vertritt die Heiligen bei Gott. Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten zusammenwirkt, den nach dem Vorsatz berufenen. Denn die er zuvor erkannt hat, die hat er auch vorherbestimmt, gleichgestaltet zu werden dem Bild seines Sohnes, damit er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern. Die er aber zuvor bestimmt hat, die hat er auch berufen. Und die er berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht. Und die er gerecht gemacht hat, die hat er auch herrlich gemacht.*

Exaudi heißt dieser Sonntag: höre! Höre mich heraus! HERR, höre meine Stimme, wenn ich rufe, heißt es in Psalm 27, sei mir gnädig und erhöre mich! Mein Herz hält dir vor dein Wort: Ihr sollt mein Antlitz suchen. Darum suche ich auch, HERR, dein Antlitz. Verbirg dein Antlitz nicht vor mir!

Das Gebet hat hier keinen bestimmten Inhalt, keine Bitte darum, dass Gott für den Beter etwas tut, ihn rettet, befreit, sondern ist eine Bitte um Gehör, die Suche nach Kontakt, das Einfordern einer Beziehung, von deren Wirklichkeit und Wirkung gerade nichts zu spüren ist, die aber schier lebensnotwendig ist, deren Mangel darum lebensbedrohlich.

Es gibt solche Zeiten des Mangels, des Mangels an froher Gewissheit, an lebendiger, lebendig machender, ermutigender Gotteserfahrung, Durststrecken. Zeiten, in denen der Glaube nicht Leben in Fülle ist, sondern Sehnsucht nach Gott, Suche nach Gott. Wir kennen sie nicht nur im eigenen Leben und im gemeinsamen Leben unserer Gemeinde, wir kennen sie auch aus der Bibel, nicht nur im Buch der Psalmen, auch in den Jesusgeschichten des Neuen Testaments: der Blick ins Leere der Frauen am Ostermorgen; das Nachsehen, das die Jünger haben, als ihnen Jesus entzogen wird – wir haben am Donnerstag davon gehört. Und in der Zeit zwischen Himmelfahrt und Pfingsten, am Sonntag Exaudi, wird uns besonders bewusst, wie sehr wir auf eine lebendige Beziehung zu Gott und zu Jesus angewiesen sind. Wir identifizieren uns heute mit den Jüngern in der Situation, in der sie Jesus verlassen hat, der Geist Gottes aber noch nicht auf sie gekommen ist. Eine Zeit des Mangels, des Vermissens, der Sehnsucht.

Viel hatten die Jünger gehört und gelernt von Jesus, viel mit ihm erlebt in der Zeit, als sie mit ihm zusammen waren, zusammen mit ihm unterwegs. Sie hatten nicht immer alles gleich richtig verstanden, Manches blieb geheimnisvoll, Manches auch ärgerlich, aber Jesus muss eine Art gehabt haben, eine Ausstrahlung, die sie völlig faszinierte und für ihn einnahm, ein Einfluss, der sie mutig, froh und stark machte, sie begeisterte – und so gaben sie alles auf, manche ließen geradezu alles stehen und liegen, um nur ja mit ihm zusammen zu sein. Aber sie merkten auch, es war kein leichter und kein ständig erfolgreicher Weg, den Jesus eingeschlagen hatte: er wurde verhaftet und angeklagt, verspottet und gequält, schließlich getötet. Und da erwiesen sich die Jünger als ausgesprochene Versager: einer verriet ihn, ein anderer leugnete, ihn je gekannt zu haben. Als Jesus verzweifelt und in Todesangst war, konnten sie nicht eine Stunde mit ihm wachen, sondern schliefen ständig ein. Schließlich verließen sie ihn alle, ließen ihn im Stich und flohen. Es sah ganz so aus, als wäre Jesus auf ganzer Linie gescheitert. Gescheitert an den politischen Machtverhältnissen, nämlich an der römischen Besatzungsmacht unter Pontius Pilatus, gescheitert aber auch an der Untreue seiner Jünger. Vom Reich Gottes hatte Jesus geredet, davon also, dass Gott regiert und seine Menschenfreundlichkeit durchsetzt gegen ganz andere Herrschaften. Und nun schien es, dass doch diese anderen Mächte gewonnen hatten, das Reich des Todes, nicht das Reich Gottes.

Doch kurz darauf machten die Jünger eine überraschende Entdeckung: Gott hat sich nicht abgefunden mit dem Tod Jesu. Er hat den toten Jesus wieder lebendig gemacht. Jesus hatte sich nicht getäuscht mit seinem Vertrauen auf Gott, und auch das Vertrauen der Jünger auf Jesus wurde nicht enttäuscht. Aber die Jünger merkten auch: es war nicht so wie vorher. Jesus war zwar wieder lebendig, und sie konnten auch sehen: es war derselbe Jesus, sie konnten sogar die Löcher sehen, die die Nägel am Kreuz in seine Hände und Füße gebohrt hatten. Aber er war doch anders, nicht recht greifbar, erschien hier und da und entschwand dann wieder, manchmal erkannten sie ihn gar nicht. Und jedenfalls änderte sich nichts daran, dass die Jünger verzagt und mutlos waren, sicher auch beschämt wegen ihres Versagens, jedenfalls schien die frohe Botschaft vom Ostermorgen, dass Jesus lebt, mit ihrem eigenen Leben nichts zu tun zu haben, machte sie nicht ihrerseits lebendig. Vielleicht war die Auferweckung Jesu doch nur die eine, einsame Ausnahme, die die Regel bestätigt und nicht etwa umstürzt, die Regel, dass nichts zu hoffen ist, dass sich nichts ändern lässt, dass alles bleibt wie es ist.

Und so ähnlich geht es uns auch: wir haben Manches gehört von Gott und von Jesus, haben auch etwas davon gelernt, was dieser Gott will und anstrebt und was er ablehnt und bekämpft. Und so können wir uns auch ein bisschen vorstellen, wie schön die Welt wäre, wenn sie Gottes Reich wäre, wenn sein Wille geschähe auch auf Erden. Aber was hat das mit meinem Leben zu tun? Was ändert sich in meinem Leben dadurch, dass Jesus lebt? Und was hat sich an der Welt geändert dadurch, dass es seit Jesus Jesusjünger gibt?

Solche Zeiten der Verstörung, der Leere kennt auch Paulus. Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, wie es nötig ist, uns nottut. Sein Problem ist nicht unser modernes Problem mit dem Beten überhaupt. Vielen von uns ist es fremd und fern, in Du-Form zu so etwas wie Gott zu sprechen, mit einem Du zu rechnen, das den Zurufen von Milliarden von Menschen je einzeln zuhört. Viele betrachten ihr Beten darum eher als Selbstgespräch, Meditation, die ihr Inneres klärt, strafft, konzentriert und so ihre schwache Identität stärkt, ihrer Zerspaltenheit, Zerrissenheit, Zerfledderung abhilft. Das Problem des Paulus ist der Inhalt: was sollen wir beten? was ist dran, ist angemessen, jetzt nötig?

Zeiten der Dürre und der Leere können auch Kollektive befallen. Paulus rät, auch dann mit dem Geist Gottes zu rechnen, wenn wir von uns den Eindruck haben, von allen guten Geistern, insbesondere von Gottes Geist verlassen zu sein. Der Geist hilft unserer Schwachheit auf, und mit Schwachheiten kannte Paulus sich aus. Der Clou seines Evangeliums ist ja, dass Gottes Kraft den aus Schwäche Gekreuzigten von den Toten erweckt hat. Und Paulus hat, als er selbst einmal sein Leid klagte, seinen Herrn sagen hören: lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Und so rechnet er mit der Wirksamkeit des Geistes Gottes in uns auch in Zeiten der Dürre, der Leere. Dieser Geist vertritt uns bei Gott, auch wenn wir nichts davon merken; vertritt uns zur Not wortlos, wenn uns die Worte fehlen. Und er kann das auch, denn er kennt sich in uns aus, erforscht die Herzen.

Wir werden vielleicht sagen: umso schlimmer! Wenn er wirklich in unser Herz blickt, wie soll er dann dort bei Gott aus dieser Mördergrube ein Herz machen? Angesichts der Nachtschwärze in uns kann er uns bei Gott doch nur anschwärzen.

Gegen solche Zweifel und solche Verzweiflung rät uns Paulus, uns von uns selbst ab- und Gott und Jesus Christus zuzuwenden, mit der ängstlichen Selbstbeobachtung Schluss zu machen, uns stattdessen an das zu halten, was Gott in Jesus Christus schon entschieden hat, lange bevor wir geboren wurden. Er skizziert das, was man später Prädestinationslehre, die Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung, genannt hat, woraus Spätere jedenfalls eine solche Lehre entwickelt haben. Paulus nennt eine ganze Kette göttlicher Entscheidungen: zuvor erkannt, vorherbestimmt, berufen, gerecht gemacht, herrlich gemacht. Im Blick auf uns selbst

kommen wir nie darauf, dass wir gerecht sind, geschweige denn herrlich, und in finsternen Zeiten schon gar nicht. Aber von diesem Blick rät uns Paulus ja auch ab. Gott hat das entschieden, bevor du durch dein Verhalten seine Sympathie gewinnen oder verscherzen konntest. Die Sendung Jesu Christi war kein Selbstzweck, sondern geschah, um uns alle zu gewinnen, uns zu seinen Geschwistern zu machen und so zu Söhnen und Töchtern Gottes. Er sollte nur der Erstling sein unter vielen Brüdern und Schwestern. Der ursprüngliche Anlass, Sinn und Zweck einer Prädestinationslehre wird hier deutlich: es geht um Trost, Bestärkung, Ermutigung in Anfechtungen. Das ist auch so bei den späteren Ausformulierern einer solchen Lehre, bei Augustin, Luther und Calvin. Es ist ein Problem, kann jedenfalls eins werden, wenn aus einem Trostwort in und gegen Anfechtungen eine Theorie wird, und zwar keineswegs für Angefochtene, sondern für behäbig stolze Besizende. Was dann aus der Prädestinationslehre wird, konnte man mit Schauer an burischen Kirchen in Südafrika sehen, von den frommen, ihrer Berufung ganz gewissen Massenmördern unserer Tage nicht zu reden, die meinen mit ihrem Morden Gott einen Dienst zu tun.

In der Bibel wird erzählt, Gott habe uns Menschen als sein Ebenbild geschaffen, und das ist nicht leicht zu glauben, das sieht man uns nicht an. Zweifel kommen uns, wenn wir entdecken, was für Scheusale wir sind, aber natürlich auch bei der Begegnung mit anderen Menschen, die auch schrecklich sein können. In der Begegnung mit dem Menschen Jesus aber wurde vielen deutlich: der ist tatsächlich Bild und Gleichnis Gottes. Wer Jesus begegnet, erfährt, wie Gott ist. Aber darin will Jesus keine Ausnahme bleiben. Er sucht Geschwister, Menschen, die als seine Brüder und Schwestern auch Adoptivkinder seines Vaters werden. Und dieser Vater will das auch, hilft bei der Suche nach Geschwistern für Jesus, guckt immer wieder Menschen aus und ruft sie und beruft sie – und die macht er durch seinen Geist, seinen Einfluss Jesus ähnlich, gestaltet sie um nach dem Bild seines Sohnes. Nicht äußerlich natürlich, kein Mensch weiß ja mehr, wie Jesus aussah, sondern in ihrer Art zu leben, auch zu lieben und zu glauben und zu hoffen. Und durch seinen Geist kann er auch Menschen, die ihm gar nicht recht sind, zurecht bringen, so umgestalten, dass sie ihm recht sind, dass er sie sogar einfach glänzend findet.

Der heutige Sonntag Exaudi erinnert uns daran, dass Gott an dieser Umgestaltung noch arbeitet, noch nicht am Ziel ist. Jedes Jahr hören wir am Himmelfahrtstag, dass Jesus nicht mehr leiblich sichtbar mit uns ist, dafür aber uns bei Gott vertritt, für uns eintritt, alles zum Besten kehrt. Und zu Pfingsten feiern wir, dass Gott und Jesus durch den Geist unter uns und in uns wirksam sind. Der Sonntag dazwischen, Exaudi, ist der Sonntag der Sehnsucht, der Kontaktsuche. Der Geist Gottes ist nicht ein für alle Mal da, kein Besitz, sondern immer wieder gerade das, was wir vermissen und suchen; das, was fehlt. Dieser Sonntag ist eine Übung für Durststrecken, für dürftige, für bedürftige Zeiten. Der Psalm 27 ist für solche Zeiten ein hilfreicher Text. Seine dringenden Bitten um Gehör – höre meine Stimme, wenn ich rufe –, um Kontakt – verbirg dein Antlitz nicht vor mir – sind umrahmt von zwei Vertrauensvoten: Der HERR ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der HERR ist meines Lebens Kraft; wovor sollte mir grauen? So beginnt der Psalm. Und er schließt mit einer entschlossenen Wendung, dennoch!, zu solchem Vertrauen und einer entsprechenden Selbstaufforderung: Ich glaube aber doch, dass ich sehen werde die Güte des HERRN im Lande der Lebendigen. Harre des HERRN! Sei getrost und unverzagt und harre des HERRN.

Amen.